

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 25 (1945-1946)
Heft: 3

Artikel: Die Schweiz am Ende des europäischen Befreiungskrieges
Autor: Sprecher, Jann v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schweiz am Ende des europäischen Befreiungskrieges

Von J a n n v. S p r e c h e r

Der Untergang des nationalsozialistischen Reiches und damit die Beendigung des europäischen Befreiungskrieges haben nicht überall jenes Maß der Gefühle und Empfindungen zu wecken vermocht, das der gewaltigen geschichtlichen Bedeutung der beiden Parallelereignisse in vollem Umfange gerecht würde. Man mag das dort verstehen, wo die ungeheuren, nervenzerrüttenden Belastungen einer feindlichen Besetzung, die von Jahr zu Jahr immer bedenkenloser und immer unerbittlicher geworden war, die armen Körper erschöpft und die seelischen Reaktionsmöglichkeiten beinahe völlig gelähmt hatten — man mochte es dort empfinden, wo der Krieg der europäischen Befreiung unheilbare Lücken gerissen, wo das Maß der Opfer, die er forderte, zahllose menschliche Hoffnungen in ihrer Blüte zerbrach oder die Arbeit und das Streben von Generationen vernichtete — allein man mußte dort darüber erstaunt sein, wo solche Gründe von vornherein außer Betracht fielen, wo der Krieg andere als geringe materielle Opfer nicht gefordert hat und kein Leid Lücken reißen mußte, wo niemand wirklich Grund gehabt hatte, wirklich müde zu sein, und wo endlich auch die Belastung der Nerven auf ein unansehnliches Minimum zu veranschlagen war. Dort hatte gar eine stets ganz besonders eifrig besorgte Behörde kundgemacht, sie möchte am Tage «V» doch lieber keine Fahnen sehen — als ob dieses Land nicht zu Europa gehörte —, und die Weisheit des ewigen Schulmeisters durfte, indem sie zu guter Letzt noch die Festesstimmung rationierte, damit einen ihrer größten Triumphe erleben, der freilich zugleich auch einer ihrer letzten gewesen sein mag.

Tag «V»

Denn nun will das Volk seine Freiheit wieder haben, und nie war es mehr auf dem rechten Wege als mit diesem unbeugsamen Verlangen. Doch erhebt im gleichen Augenblick eine dunkle Frage ihre Zeichen: hatte denn die Beschränkung unserer Festesfreude nicht vielleicht einen weiteren Sinn als den amtlicherseits verlautbarten — als nicht unmittelbar Beteiligte nämlich hätten wir uns in Bescheidung zurückzuhalten, die zugleich der Ausdruck unserer Dankbarkeit sei —; war es nicht etwas wie kaum eingestandene Beschämung darüber, was

die andern für uns getan — war es nicht das Bewußtsein: sie haben, und nicht ein bißchen weniger als die ihre, auch unsere Freiheit vor dem diesmal tödlichen Schlage gerettet, und wir waren nicht dabei — das «tua res agitur» hat wieder ohne uns stattgefunden, und wo die andern ihr Blut vergossen haben, da haben wir Wohltätigkeit gespendet? Und wenn also nun in diesen Tagen das Volk mit drängendem Rechte danach verlangt, seine Freiheit wieder zu haben, dann wird es seine Wünsche in dem Bewußtsein vortragen, wo die Umstände zu suchen sind, die es möglich machen, daß es für uns überhaupt noch etwas zu verlangen gibt. Dann mag ihm aber auch jene unlösbare Verkettung bewußt sein, die uns an die europäische Gesamtheit bindet, deren Schicksal — und unser Schicksal! — durch die Opfer der andern zum andern Male gewendet worden ist. Was das für uns Europäer alle, und damit für unser Volk im Grunde heißt, das war nun das trotz allem sieghafte Bewußtsein des Tages «V», das uns, entgegen der behördlichen Weisheit, fest erfüllte. Denn wieder hat das Schicksal Europas Großes auch an uns getan, und mit dankbaren Händen dürfen wir, aus der Fülle seiner Opfer, die Fahne unserer Freiheit von ihm entgegennehmen.

Paris wird frei

So sind uns in dem bewegenden Laufe dieses unvergeßlichen Jahres, das mit dem 6. Juni 1944 an den normannischen Küsten begann, zwei Tage wirkliche Tage des Festes geworden, deren Erlebnis nicht mehr zu löschen sein wird: der 25. August 1944 und der 8. Mai 1945. Der erste brachte die Befreiung von Paris. Wer die Freiheit liebt, weiß wohl, was das bedeutete: das war die Erlösung von einem Druck, unter dem das einst freie Europa zu ewiger Sklaverei verdammt schien, das war die Erlösung des Erdteiles von der vielleicht schmachvollsten Schändung seiner Geschichte. Das war der Tag, da die Freiheit zum andern Mal ihre Ketten sprengte. Und war auch der Krieg mit diesem Tage noch keineswegs zu Ende: er war für uns damit irgendwie innerlich abgeschlossen. Seitdem stand das «Vae victis» unerbittlich über den Kräften der Reaktion und der Gewalt, und damit hatte uns dieser 25. August 1944 noch bedeutend mehr zu sagen. Endlich wieder rief er klar in das Bewußtsein, was an jenem unseligen 14. Juni 1940, da Paris in Feindeshand fiel, in Wahrheit geschehen war: daß Europa an diesem Tage seinen schwersten Schlag erhalten, daß, was seit hundertfünfzig Jahren in schweren Kämpfen errungen, tödlich gefährdet, der Stoß zurück in tiefstes Mittelalter nicht mehr abzuwenden schien. Mit dem 25. August 1944 aber war dieser schreckliche Bann gebrochen; an diesem Tage hat der Lauf der europäischen Geschichte wieder einen Sinn bekommen. Wir alle aber müssen uns vor ihr auf das höchste verpflichtet fühlen, daß

sie uns durch diesen Tag mit ihrer ganzen Macht daran erinnert hat, was wir zu verlieren im Begriffe waren.

Europas Irrwege

Teilweise freilich war es für uns schon lange vor dem 14. Juni 1940 verloren gewesen, und nicht wenige unter uns hatten es innerlich längst aufgegeben. So kam es denn — als der 25. August 1944 die Schmach des Sommers 1940 löschte —, daß er zugleich tief hinein stieß in den Bereich jener Irrungen, denen so viele ausgesetzt gewesen. Und so mußte denn dieser große Tag der Freude für manche auch zu einem Tag der Besinnung werden. Denn es wird rückschauend niemand ernstlich zu bestreiten vermögen, daß der Nationalsozialismus, wie auch der Faschismus — dieser in unseren romanischen Bezirken, jener in dem alemannischen Landesteil — auch in diesem Lande eine bedenkliche Verwirrung angerichtet hatten. Mag nun eine solche Feststellung nach mancher Richtung wohl allershand Peinliches an sich tragen, so läßt sie sich deswegen keineswegs vermeiden; im übrigen aber handelte es sich dabei — und dieses sei immerhin zum Troste gesagt — gar nicht etwa um eine speziell-schweizerische, sondern um eine weitgehend europäische Erscheinung. Unvergessen sind uns doch beispielsweise die begeisterten Stimmen, von denen man gerade in vielen großen Ländern, das nüchterne England nicht ausgenommen — eher ziemlich an der Spitze gesehen — ein überlautes Lob der «neuen Zeit» singen hörte — auch in dem weiten Amerika war die Teufelssaat auf guten Boden gefallen —; unvergessen auch, in welchem Maße gerade das große Frankreich, sich selbst und seine stolzeste Tradition jäh vergessend, die Ideen der Intoleranz und des Totalitären gar soweit durchgreifen ließ, daß es, als am 3. September 1939 die Tore der Kasernen sich öffneten, seine Fahnen einem unwilligen, resignierten, skeptischen, «debrouillierten», innerlich weich gewordenen Volke zur Bewahrung und Bewährung übergeben mußte. Denn der «Kollaborationismus» ist nicht im Sommer 1940 geboren worden, sondern im März 1936, als die Wehrmacht des Nationalsozialismus ungehindert die Rheinlande besetzte.

Die «Erneuerung»

Gehört nun das, was in unserem Lande in jenen Zeiten, und zwar mit dem Jahre 1933 beginnend, im Zeichen der «Erneuerung» geschah, auch nicht in das gleiche Kapitel, so ist es doch ohne Frage in dem selben Buche zu finden; denn auch diesen vielfältigen «Bewegungen» jener seltsamen Epoche standen die Grundideen des Nationalsozialismus und des Faschismus, oder mindestens wesentliche Absplitterungen von ihnen, irgendwie zu Gevatter. Denn trotz zahl-

losen Beschwörungen kam dabei gerade eben das «Eigene», je mehr man es anrief, im Grunde — darüber wird sich heute niemand mehr herumstreiten wollen — bestimmt sehr weitgehend zu kurz; und diese Tatsache — neben der weiteren, daß man sich doch eher an der Oberfläche bewegte — war wohl auch die Ursache, weshalb ehrlicher Weise niemand mehr um die etwas peinliche Feststellung herumzukommen vermag, daß die «Erneuerungsbewegung» als Gesamtes, sieht man von einigen sentimental Restanzen und einer verbleibenden Unklarheit in welschen und in gewissen katholischen Bezirken ab, ein irgendwie bleibendes Ergebnis, das diesen Namen verdiente, überhaupt nicht gezeitigt hat; — kein ernstlich negatives — glücklicherweise —, aber auch nicht das geringste wirklich positive. Wollte man aber in ihrem Bereiche etwas Positives am Ende gleichwohl entdecken, so wäre dieses höchstens und als einziges der Tatsache zu entnehmen, daß diese «Bewegungen» in der Hauptsache und gesamthaft in dem Augenblick zu verschwinden wußten, als die Gefährdung des Landes von außen, wenn auch vorerst noch virtuell, ernsthaft in Erscheinung zu treten begann. Was nach diesem Schnittpunkt verblieb, erwies sich in der Folge im wesentlichen als eine Angelegenheit des Strafrichters. Betrachtet man demnach heute jene seltsame Periode unserer Zeitgeschichte gesamthaft, so bleibt sicher ein reichlich fader Geschmack, und nur ungern erinnert man sich des schrecklichen Lärmes, der da verführte, und des großen Aufwandes, der da vertan wurde. Daß es dabei vor allem der «Liberalismus» war, der als Prügelknabe dienen mußte, und «die französische Revolution» als richtiger Kinderschreck aufgestellt erschien, kann die ganze Angelegenheit nicht weniger zweifelhaft erscheinen lassen, und wer am Ende am allerlautesten und am allerschärfsten gegen die Juden schrie, der hatte den größten und schönsten Vogel abgeschossen.

Haltung der Arbeiterschaft

Die Erinnerung läßt dabei die Tatsache nicht vergessen, daß immerhin ein maßgebender Teil des Volkes sich an diesen Ereignissen nicht beteiligte, und das war die Arbeiterschaft. Mochten bei dieser Haltung auch ganz bestimmte Ressentiments besondern Charakters ihre Rolle spielen, so die offensichtliche Aversion der neuen «revolutionären» Elemente Europas gegen jeden Marxismus, und — als ganz spezielles Element — das manifeste Faktum der Zerschlagung der deutschen «Freien Gewerkschaften» am 2. Mai 1933, die bei unserer Arbeiterschaft eine richtige Schockwirkung erzeugte (eine größere schweizerische Gewerkschaft verlor übrigens bei diesem Anlaß viel Geld), so bleibt bei dem Gesamturteil doch als unbestreitbar die Feststellung, daß die Arbeiterschaft, in der sich bereits damals die nach dem Jahre 1935 deutlich gewordene Entwicklung zum Staate

in ihren ersten Ansätzen bemerkbar machte, in jenen struben Zeiten — abgesehen von ein paar wurzellosen Radikalinskis, die zum Antisemitismus desertierten — mehr politischen Sinn bewiesen hat als das Bürgertum in weiten Kreisen, und in der staatspolitischen Gesamthaltung den andern — zieht man rückschauend eine Bilanz — «per Saldo» doch eine schöne Nasenlänge voraus war. In ihr war eben fester als in den andern das Bewußtsein für unsere europäischen Verpflichtungen lebendig und für gewisse europäische Bindungen, die man nicht einfach abstreifen kann.

Der große Irrtum

Denn das war ja gerade der historische Grundirrtum der «Erneuerungsbewegungen», daß sie das Land mit etwas zu naiver Einseitigkeit kurz und einfach irgendwie auf die genossenschaftlichen Ursprünge der alten Eidgenossenschaft festzulegen und zurückzuführen suchten, indem sie auch unsere Rechte und Freiheiten einfach bei «unsern Alvordern» verankerten, und nicht bemerkten, wie sehr sie dabei historisch ins Schwimmen gerieten. Es wird dabei gewiß niemand die Bedeutung und den hohen Wert dieser Ursprünge, und unter ihnen gerade der ursprünglichen Freiheiten, verkennen oder herabmindern wollen. Allein die Geschichte ist seitdem nicht stehen geblieben, und sie hat uns in ihren Lauf mit einbezogen, ob wir wollten oder nicht; daß sie dies auch in Zukunft, und dann wohl sehr verstärkt, tun wird, wollen wir beiläufig gerade ebenfalls nicht übersehen. Auch die schweizerische Neutralität wird das eines Tages zu spüren bekommen. So war es denn ohne Zweifel ein bedeutsamer und bedenklicher Mangel an geschichtlichem Sinn, der letztlich in entscheidendem Maße das Versagen dieser «Bewegungen» bedingte: nämlich das fehlende Verständnis für das Ausmaß und die Intensität unserer Bindungen an die elementaren Tatsachen der europäischen Geschichte und damit eine manifeste Überschätzung der Möglichkeiten eines Weges, den man als den «eigenen» bezeichnete, und der es im Grunde ja gar nicht war — zum andern aber, und vor allem, eine sträflich zu nennende Mißachtung des Gewichtes eben solcher elementarer historischer Tatsachen, wie sie hier in der französischen Revolution ehern-gewaltige Gestalt gefunden — und so der Irrglaube, es könnte solche Tatsache jemals wieder umgestoßen, es könnte jemals wieder rückgängig gemacht werden, was die Geschichte mit dem Blute und den Tränen von Generationen und unter unsäglichem Opfern zum Lichte des Lebens geführt hatte.

Die neuen und die alten Freiheiten

Denn es wird wohl kaum jemand bestreiten wollen, daß viele der heutigen Freiheitsrechte, welche wir, die sie mit uns geboren sind,

mit einer Mischung von Stolz und Selbstverständlichkeit als unser unveräußerliches und unzerbrechliches Gut beanspruchen, und die keiner von uns jemals wieder wird aufgeben wollen, durch die sieghaften Kräfte der Großen Revolution und ihrer amerikanischen Vorläufer erst freigemacht wurden. Es gehört dazu die stolze Erkenntnis, daß die Menschen frei und gleich geboren werden — es gehört dazu der Grundsatz, daß niemand wegen seiner Überzeugungen oder wegen seines Glaubens (und seiner Rasse) verfolgt werden darf — es gehört dazu die nicht minder stolze Feststellung, daß die freie Mitteilung seiner Gedanken und Meinungen eines der kostbarsten Rechte des Menschen sei — es gehört dazu die Bestätigung der Rechte des Individuums und ihrer Verankerung in einer Verfassung — und es gehört dazu endlich die Teilung der Gewalten. Die Statuierung und Durchsetzung dieser Rechte durch die französische Revolution und ihr späterer weiterer Ausbau, gerade auch auf dem wirtschaftlichen Felde, durch die Kräfte des Liberalismus (Freizügigkeit, Handels- und Gewerbefreiheit) bedeutete nun ohne Frage erst die wirkliche Befreiung des Individuums, der durch die Geisteskräfte der Aufklärung der Weg endlich geebnet war. Hatten also unsere Vorfahren im Kampfe gegen fremde Übermacht und Gewalt manche Rechte vordem längst ertrotzt oder sich durch kaiserliche Akte bestätigen lassen, wie die Unverletzlichkeit des Hauses, des Eigentums, das freie Versammlungsrecht, die eigene Gerichtsbarkeit — Rechte, die sich die andern Völker erst in den Stürmen der Großen Revolution herunterholten —, so war es deshalb zweifellos ebenso einfältig wie vermessen, den gewaltigen und ebenso segensreichen Einfluß der Großen Revolution auf unsere geistige und politische Entwicklung, unter Berufung auf diese Rechte unserer Vorfahren, verkleinern oder verkennen oder gar irgendwie rückgängig machen zu wollen.

Die Macht der Großen Revolution

Denn erst mit den Kräften dieser gewaltigen Bewegung konnten die alten Rechte dem Geiste der neuen Zeit genähert und' aus der Erstarrung einer festgelaufenen Tradition gelöst werden, wie sie anderseits durch die neuen Individualrechte eines aufgeklärten Zeitalters erst ihre Vervollkommnung, ihre durchaus notwendige Ergänzung erhielten. Überflüssig aufzuzeigen, daß der ganze Lauf des 19. Jahrhunderts völlig von den Kräften ihres Geistes beherrscht war, und daß wir die Emanzipation der Dreißigerjahre, den Ustertag, die Bundesverfassung von 1848, in ihrem heutigen Aufbau, in diesem Geiste gebildet haben. Stellt man nun unsere «Erneuerungsbewegungen» der 1930er Jahre einmal resolut vor den unerbittlich hellen Spiegel einer Geschichte, die nichts jemals wird auslöschen können, so wird es einfach genug sein, die Größe des Irrtums derer zu er-

kennen, die sich allen Ernstes anschickten, den Sprung über die historische Spannweite von hundertfünfzig Jahren menschlicher Entwicklung nach rückwärts zu wagen — gewiß ein Unterfangen, dem sich selbst der tapfere Adrian von Bubenberg selig hätte versagen müssen.

«Neue Zeit»?

Noch größer aber war vielleicht der Irrtum derer, die sich einbildeten, auf solcher gegenrevolutionärer Grundlage, mit starkem Zuschuß ausländischen «Gedankengutes», eine «neue Zeit» aufzurichten, die sie, dem Gifte des Rassenwahnes verfallen, unter allen Zeichen der Intoleranz zum Siege zu führen gedachten. Was die Aufrechten unter ihnen betrifft — und es waren, allem dummen heutigen Geschrei zum Trotz sei es gesagt, viele aufrechte Männer unter ihnen —, so werden sie heute im Bereiche ihres stillen Kämmerleins dem Herrgott recht herzlich danken, daß er ihrem Mühen den Erfolg noch rechtzeitig versagte, wie denn ja bekanntlich die Unschuld noch stets im Himmel einen Freund gehabt hat. Und vielleicht mag dann auch der eine oder andere von ihnen sich jenes einzigen Ergebnisses bewußt werden, das ihre unglückliche Tätigkeit am Ende zur Folge hatte: daß sie nämlich mit ihrer Proklamierung der Intoleranz gerade jenen Kräften in die Hand arbeiteten, die sie eigentlich bekämpfen wollten, und die sich übrigens auf derlei Dinge viel besser verstehen als sie selbst es jemals konnten; und es ist am Ende nichts typischer für diese «Bewegung» als die Feststellung, daß demnach dieses einzige Ergebnis ihrer Tätigkeit ein unfreiwilliges war. Und wer nur die Dinge etwas aufmerksam verfolgt, wird bald erkennen, daß die Kräfte der Reaktion noch heute von diesen Früchten zehren.

Soziale Schweiz

Und gerade hier hat eben die Arbeiterschaft ihren politischen Sinn bewährt und ihr europäisches Bewußtsein unter Beweis gestellt, indem sie — sagen wir es laut — den Kopf hoch, den Nacken steif, die Augen klar gehalten hat. Sie hat damit unendlich mehr Gefühl für Tradition gezeigt als viele der andern, und ob sie gleich das Wort Tag für Tag im Munde führten. Und sie hat durch ihre kristallklare Haltung damals — und übrigens auch während des Krieges selbst — in hohem Maße den Grund geschaffen, auf dessen festem Mauerwerk der stolze Bau der Zukunft, die soziale Schweiz, errichtet werden wird.

Vom Sinn dieses Krieges

Allein diese sicherlich kommende Entwicklung und alles was damit zusammenhängt, wie unser ganzes Leben und alles was Zukunft heißt überhaupt hätte seine Verwirklichung niemals finden können,

und würde sie niemals finden können ohne die Opfer der Generationen, die vor uns und für uns die Freiheit erkämpft, und deren gewaltiges Werk durch den ungeheuren Blutzoll des tapferen Geschlechts von 1939 gesichert und damit bestätigt worden ist. So hat denn die Welt in diesen Jahren zum andern Mal den gewaltigen Pulsschlag der Freiheit verspürt, und zum andern Mal sind durch den Kampf dieser Jahre die Mächte der Finsternis zurückgestoßen worden. War das nicht manchmal wie ein seltsamer Gleichklang zu jenen großen Ereignissen, die uns die Geschichte aus der Zeit der vorletzten Jahrhundertwende überließ, und der nun mit Macht an unsere Ohren schlug? War es nicht oftmals, als erschiene unserem Geiste wieder jenes überwältigende Bild der stolzen Armeen, deren gewaltiges Vermächtnis jene Generationen uns überliefert haben, wie sie die lichten Banner der Freiheit vorantrugen und über Europa trugen unaufhaltsam und unerbittlich gleich dem Sturmwind, — und wie er so mit Macht an den Türen rüttelte und die Laden aufstieß, und sein freier Atem die muffige Luft wie Zunder aus den Stuben fegte? Und wenn oftmals die Hoffnung schier zu versinken drohte, und wenn wir meinten, es hätte das Schicksal dieses Mal nun doch das Los den Kräften der Nacht in die Hand gespielt, da war es wohl manchmal, als hörten wir jenen Ruf, der einstmals wie ein schriller Reiß durch die nächtlichen Straßen von Paris erklang: «Es geht um die Sache der Freiheit — schäme dich, wenn du das noch nicht begriffen hast!» So hat uns denn dieser Krieg so oftmals und so ernst und so unerbittlich erinnert, daß wir zu Europa gehören und wie sehr wir ihm und seinen Schönheiten und seinen Kämpfen und seinen Leiden verhaftet sind und wie viel wir in unserem Geschick und in unseren Rechten den Kräften seines edlen Geistes zu verdanken haben.

Der Ursprung des Liberalismus

Und wenn wir uns deshalb nun frisch ans Werk machen, an der Gestaltung der neuen Zeit auch in unserem Lande zu unserem Teil kräftig mitzuarbeiten, und wenn wir dann dieses Werk, so wie es unserer Überzeugung entspricht, im Geiste eines sozialen Liberalismus und in keinem andern in Angriff nehmen, so wollen wir dabei niemals vergessen, wo der Liberalismus seinen Ursprung nahm, und daß seine Kräfte einzig und allein im glutvollen Kampfe erstritten und ertrotzt worden sind. Ob wir nun an unsere Urväter denken oder an die tapfere Generation von 1800: die Freiheit ist nicht in der Studierstube erfunden oder im Kollegium gelehrt, sondern im Felde und in den Straßen und auf den Barrikaden erstritten worden. Und das ist endlich auch der Grund, weshalb wir nun einmal nicht zu denen gehören, die gleich die Zipfelmütze über die Ohren ziehen, wenn einmal irgendwo das Wort «Revolution» aufklingt, und mit

kleinen aber raschen Schritttchen eilig nach Hause trippeln, die Jalousien herunterlassen und durch ihre Spalten ängstlich auf die Straße gucken.

Mahnung für die Zukunft

Nun sind die Mächte der Finsternis besiegt, zerschlagen und in den Staub getreten. Der Beitrag unseres Landes soll hier nicht erörtert werden. Aber eines freilich soll uns gewiß sein: dafür wollen wir sorgen, daß die Schlange in unserem Lande wenigstens nicht wieder ihr Haupt erhebt. Zu groß sind die Schrecken, zu groß das Leid, das Unglück, das Europa durch sie hat erdulden müssen. Für die Zukunft müssen wir wachsam sein, denn wir wissen nun, was die andern Völker Europas gelitten haben. Auch sind wir uns bewußt, daß große Völker, die uns verwandt, jedenfalls befreundet sind, heute dem Himmel auf den Knien danken würden, wenn sie die Freiheit nie verlassen und ihre Schönheit nie in den Staub getreten hätten. Das soll uns genug sein. Millionen unschuldiger Menschen sind grausam die Opfer des Irrwahns geworden, vor dessen Schrecknissen die Leiden selbst des tiefen Mittelalters verblassen, und den wieder erstehen zu lassen — zu unserer Schande sei es gesagt — Kräften unserer Generation vorbehalten blieb. Und deshalb müssen wir fürderhin in diesem Punkte unbittlich sein.

Die Opfer Frankreichs

Am 25. August 1944 ist Paris befreit, mit diesem stolzen Tage zum zweitenmale in hundertfünfzig Jahren die Fahne der Freiheit zum Siege geführt worden. Und so wollen wir denn hier am Ende auch des Landes gedenken, dem in alle Zeiten der Lorbeer gebührt, weil ihm die Freiheit ihre größten, so wahr sie ihm ihre tapfersten Impulse verdankt. Auf seinem blutgetränkten Boden sind einstmals die Banner der Freiheit zu ihrem gewaltigsten Siegeszuge entrollt — auf seinen leidgetränkten Feldern aber ist in unsern Tagen Europas größte Schlacht siegreich geschlagen worden. Und so werden wir denn, was immer auch geschehen mag, die Fahne Frankreichs stets mit Ehrfurcht betrachten.

Die Bedeutung des 8. Mai

Der 8. Mai 1945 wird in der Geschichte stets als einer ihrer gewaltigsten, als einer ihrer denkwürdigsten Tage verzeichnet sein. Denn mit der Zerschlagung des Nationalsozialismus ist der Menschheit zugleich eine ihrer größten Chancen in die Hand gegeben worden. «Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.» Wird er diesmal voll genutzt werden? Wird die Menschheit nun, da der Weg freigelegt wurde und die Tore der Hoffnung weit offen stehen, den Entschluß treffen, den ihre größten wie ihre kleinsten Glieder einmütig erwar-

ten? Den Männern, die berufen sind, ihre Geschicke in diesen stolzen Tagen zu leiten, steht es zu, den Weg tapfer zu beschreiten, der zu der Menschheit neuen Küsten führt. Wird es gelingen? Oder wird diese Menschheit, in ihren ewig-ambitiösen Elementen, in ihren ewigen Gespanntheiten, ihren ewig-kleinen Gebundenheiten ihnen nicht zu folgen vermögen? Hier liegt die Hoffnung, hier der Zweifel unserer Tage. Was uns betrifft — wir werden diesen Weg mit unseren heißen Wünschen begleiten, ohne selbst Wesentliches dazu beitragen zu können. Das kleine Land hat hiezu weder die Voraussetzungen noch die Struktur. Mit seinen eigenen Dingen wird es sich bescheiden, und sie mögen immer noch bedeutsam genug sein.

Deutschlands Zusammenbruch

«Mit Mann und Roß und Wagen, hat sie der Herr geschlagen.» Unser einst größter, unser mächtigster Nachbar, Deutschland, ist nicht allein in seinem Bestande als Reich zusammengebrochen, sondern als selbständiger Staat überhaupt verschwunden und auf der politischen Karte gelöscht. Es ist damit eingetreten, was seit dem Höhepunkt der deutschen Macht in diesem Kriege voraussehbar erschien: Adolf Hitler und dem in ihm verkörperten und von ihm erfüllten und bestimmten Nationalsozialismus blieb es vorbehalten, Deutschland um dreihundert Jahre der Geschichte zurückzuschlagen und zu einer Katastrophe zu führen, die nur mit dem Zustand verglichen werden kann, der sich einst in der Beendigung des Dreißigjährigen Krieges ergab. Soweit es sich dabei um eine innere Rechnung dieses Landes handelt, kann sie uns nicht berühren; das deutsche Volk wird eines Tages, wenn es nicht mehr so müde ist, ohne Zweifel Gelegenheit nehmen, sich, begleichenderweise, mit den Elementen des Nationalsozialismus über diese Rechnung auseinanderzusetzen. Allein es wäre unsererseits höchst kurzsichtig und töricht, wollten wir nun deshalb etwa die gewaltige Bedeutung dieser historischen Tatsache für unsere eigene Zukunft, mit dem gleich schweren Gewicht der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Probleme, die sich aus ihr ergeben müssen, irgendwie verkennen oder ihre an sich rasch und ohne weiteres einleuchtenden Konsequenzen in der allgemeinen — übrigens mit allen Grundzeichen einer ausgesprochenen Labilität versehenen — Stimmung dieser Tage bewußt vergessen, ihre Erkenntnis also gleichsam darin ertränken lassen.

Nicht übersehbare Folgen

Denn so wie auf den Tag der Abend folgt, so werden diese Probleme kommen, und sie werden sehr hörbar an unsere Türe klopfen und sich melden. Ist sich das Volk einmal nur darüber klar, so wäre bereits außerordentlich viel gewonnen; wie sich freilich dannzumal

das Gewicht dieser Probleme praktisch verlagern mag und in welchen Perspektiven im einzelnen diese sich äußern werden, das erscheint im jetzigen Zeitpunkt wohl für niemanden auch nur einigermaßen bestimmbar. Vielmehr sind die Konturen dieses Falles zurzeit noch dermaßen verwischt, daß sich heute darüber irgendwie Verbindliches gar nicht aussagen ließe. Das gilt jedenfalls unbedingt für die politischen Aspekte, also beispielsweise hinsichtlich der Frage: Einheitsreich, föderiertes Reich oder praktische Trennung in einzelne zusammenhanglose Teile, weil diese politischen Aspekte so eng verknüpft sind mit den allgemeinen politischen Unsicherheiten dieser Tage; es dürfte aber nicht minder gelten für den Bereich der wirtschaftlichen Beziehungen und Möglichkeiten, die auf der einen Seite empfindlich von den politischen Problemen berührt und erfaßt werden, und hier insbesondere mit den angedeuteten Strukturfragen zusammenhängen (man denke an die Besetzungszonen), andererseits aber auch rein technischen Charakters sind oder in finanz- und währungspolitische Fragen hineingreifen, deren Möglichkeiten heute, unmittelbar nach dem Ende des Krieges, selbstverständlich noch nicht zu übersehen sind. So liegen denn im Augenblick behandlungsbereit einzig gewisse Problemstellen grundsätzlicher Natur, und soweit sie im besondern die kulturellen Aspekte beschlagen, und gerade diese sind es auch, die in jüngster Zeit einige Diskussion veranlaßt haben, die ihrerseits freilich durch die bemerkenswerte Stimmungslage der Tage um das Kriegsende nicht unwesentlich beeinflusst schien. Indessen gedenken denn auch wir, ein wenig dazu beizusteuern. Die Zeiten, die vergangen sind, werden sich davon billigerweise nicht ausnehmen lassen; soweit wir so gezwungen werden, etwas in den Bereichen dieser Vergangenheit herumzubohren, sind wir natürlich gerne bestrebt, niemandem allzusehr wehe zu tun.

Spiegel einer Diskussion

Der «Schweizer Spiegel» brachte in seiner Januarnummer 1945 einen Artikel seines Herausgebers, Dr. Adolf Guggenbühl, über «Unsere Beziehungen zu Deutschland nach dem Krieg». Der Aufsatz erschien in die Form eines Briefwechsels gekleidet, indem zuerst ein mindestens ungenannt sein wollender Professor in einer Zuschrift an die Redaktion die Ansicht vertrat, es könne heute nicht unsere Aufgabe sein, «mit den Wölfen zu heulen», jetzt, «wo es unseren deutschen Nachbarn sehr schlecht geht»,

«sondern jetzt wäre es die Aufgabe der Schweiz, sich von einem engstirnigen Nationalismus zu befreien und ihre Rolle als Helvetia mediatrix, als Versöhnerin, zu spielen. Ob wir es wahr haben wollen oder nicht, schließlich rollt doch in unsern Adern das gleiche Blut. Auch wir Deutschschweizer sind deutschen Stammes und vor allem deutscher Kultur. ... Ein Conrad Ferdinand Meyer und ein Gottfried Keller waren sicher gute Patrioten; aber gerade sie

betonten immer wieder, daß eine von Deutschland unabhängige schweizerische Kultur eine Unmöglichkeit sei.»

Auch werde die schweizerische Unabhängigkeit nach dem Kriege von Seiten Deutschlands sicher weniger bedroht sein als durch den Imperialismus der andern.

In seiner Antwort führt der Herausgeber aus, von unserem nationalen Standpunkt sei gegenüber allen Großmächten Mißtrauen am Platz, besonders gegenüber dem deutschen Imperialismus. Die Deutschen hätten «die Leidenschaft zur Weltherrschaft»; schon die deutschen Wandervögel vor dem Kriege wären «zum großen Teile nichts anderes als die Werkzeuge des deutschen Militarismus gewesen». Nur jene Deutschen dürften die Hände in Unschuld waschen, die auch zur Zeit der Erfolge des Nationalsozialismus «nicht in dem Ding sein wollten».

«Seit Deutschland imperialistisch ist, ist es für uns ein gefährlicher Nachbar, also nicht erst seit der Machtergreifung Hitlers... Gerade unsere größten Dichter erlagen in gewissen Lebensepochen der Anschlußideologie (folgen Zitate von Gottfried Keller, C. F. Meyer, Heinrich Leuthold). Wenn wir heute solche Äußerungen nachlesen, schaudert uns wie dem Reiter auf dem Bodensee. Viele Aussprüche unserer früheren Dichter und Militärs würden heute mit Recht zu Eingriffen der Bundesanwaltschaft führen... *Nein, wir sind so wenig Deutsche wie die Holländer, Norweger, Schweden und Engländer Deutsche sind.*» *)

Wir dürften die deutsche Kultur nicht kritiklos übernehmen; gegen Überfremdung müßten wir uns wehren.

«Es kann keine Rede davon sein, die gefährliche hundertprozentige Kulturgemeinschaft mit Deutschland, die uns an den Rand des Abgrundes brachte, wieder aufzunehmen.»

Die Ausführungen Guggenbühls fanden in der Folge eine scharfe Entgegnung in der Zeitschrift «Sprachspiegel» (Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins), Märzheft 1945, aus der Feder ihres Redaktors, Prof. Dr. A. Steiger (Küsnacht), worin u. a. gesagt wurde, die nach Guggenbühl «hundertprozentige Kulturgemeinschaft» mit Deutschland habe uns schließlich nicht im mindesten gehindert, sowohl 1914 wie 1939 entschlossen an die Grenze zu ziehen, und der Geist, auf den es nach Guggenbühl ja ebenfalls ankomme, werde bei uns in politischen Dingen *seit siebenhundert Jahren anders erzogen* **) als in Deutschland; das staatliche Denken sei darum bei uns anders geworden als im Reich. Zum Schlusse bezeichnet Steiger Guggenbühl ziemlich unverhüllt als Philister; sein Aufsatz sei «die üble Hetze eines Kulturpfuschers». Diese Entgegnung hatte übrigens noch ein bemerkenswertes internes Nachspiel.

*) Auszeichnungen durch uns (kursiv).

**) Dort gesperrt.

Deutsche Schweiz und Deutschland

Nun dürfte es für eine auch nur einigermaßen unvoreingenommene Beurteilung der Dinge völlig klar sein, daß uns Deutschschweizer mit dem deutschen Volke ein starkes kulturelles Band verbindet, das sich als natürlicher Ausdruck der Tatsache ergibt, daß wir Alemannen, also deutschen Stammes sind und uns der deutschen Sprache zu bedienen pflegen. Es liegt also in dieser Beziehung genau dieselbe natürliche Angelegenheit vor wie bei dem kulturellen Verhältnis des Welschschweizers zu Frankreich und des Italienischschweizers zu Italien. Wir wüßten auch nicht, was dabei besonders interessant oder besonders bemerkenswert wäre; denn diese Tatsache ist so alt wie die Schweiz in ihrem Bestande selbst, und dabei hat sie auch nicht im geringsten vermocht, diesen Bestand jemals ernstlich zu gefährden. Auch ist sich wohl jedermann der Vielfalt dieser kulturellen Beziehungen bewußt; der Akademiker der deutschen Schweiz liebte es von jeher, seinen Gesichtskreis gelegentlich an einer deutschen Universität zu erweitern, und wir wüßten nicht, welchen Schaden er dieserhalb etwa davongetragen hätte — obwohl anderseits auch die Erweiterung der Beobachtung und der Aufnahme an Hochschulen des westlichen oder südlichen Kulturkreises dem Deutschschweizer sicher nur zum Vorteil wird gereichen können. An unseren Schulen werden wir natürlicherweise in erster Linie mit der deutschen Sprache verbunden; unsere Aufsätze pflegen wir nun eben in der Hauptsache auf deutsch zu schreiben, obwohl auch hier niemand behaupten wird, daß an unseren bekanntlich international als ausgezeichnet beurteilten Schulen etwa die Pflege des westlichen Kulturbereiches, neben denen des klassischen Altertums, irgendwie vernachlässigt würde — auch hier übrigens eine typische und völlig natürliche Parallelerscheinung zu den Verhältnissen im romanischen Bereiche unseres Landes. Ebenso natürlich ist unsere enge Verbundenheit mit der deutschen Literatur; auch werden wir nicht nur mit der deutschen Dichtung auf deutsch in glücklichem Maße vertraut gemacht, sondern wir lesen außerdem Ibsen oder den «Hamlet» mit Genuß in deutscher Sprache, und es ist uns nicht bekannt, daß deswegen etwa ein biederer Deutschschweizer Schaden an seiner Seele genommen hätte. Herr Dr. Guggenbühl behauptet, Schillers «Wilhelm Tell» hätte die schweizerische Freiheitsgeschichte verfälscht, «weil wir in ihm fälschlicherweise unser Nationaldrama sahen»; allein wir können uns nur daran erinnern, wie wir gerade als Jungen aus diesem Werk die erste große Begeisterung für die Freiheit, und zwar für *unsere* Freiheit, empfangen haben; und wenn er dann erklärt, «unser nationales Tell-Drama» sei «selbstverständlich das den meisten Leuten unbekannte und selten aufgeführte Urner Tellenspiel aus dem 16. Jahrhundert», so möchten

wir unsern heutigen Jungen nicht wünschen, daß sie, an Stelle von Schillers Werk, sich mit dieser doch ziemlich langweiligen Angelegenheit zufrieden geben müßten. Auch haben wir, trotz Herrn Dr. Adolf Guggenbühl, dessen Rat uns damals freilich noch nicht geläufig war, die deutschen Studentenlieder mit Begeisterung gesungen, und es ist uns nicht ein einziger unserer Kommilitonen bekannt, dessen Schweizerium unter dieser bemerkenswerten Tatsache irgendwie gelitten hätte. Jedenfalls sind wir durchaus der Ansicht, daß unser verehrter Kollege mit der Behauptung, wir wären so wenig Deutsche wie die Holländer, Norweger, Schweden und Engländer, zünftig daneben gehauen hat, bzw., wie man in Deutschland sagt, «ins Fettnäpfchen getreten» ist, wobei ihm freilich jedermann gerne bestätigen wird, daß es aus Begeisterung für die gute Sache geschah, die ihm, das sei hier gerade angesichts der Gegensätze nicht verschwiegen, immerhin einiges zu verdanken hat. Es ist denn auch durchaus natürlich, daß sich — um ein weiteres Beispiel anzuführen — unsere deutschschweizerische Bevölkerung in normalen Zeiten gerne von deutschen illustrierten Zeitungen unterhalten läßt, die naturgemäß über einen großen Spielraum nach jeder Richtung verfügen; daß wir in der Oper im Grunde lieber Schlusnus hören als Gigli, weil unser Volk bei der zweiten Gelegenheit zu neunundneunzig Prozent die Sprache nicht versteht, und daß uns im Kino ein deutscher Tonfilm, wo unsere Sprache gesprochen wird, ganz allgemein an sich näher liegen dürfte als ein anderer, bei dem eben unsere Zuschauer zu neunundneunzig Prozent die gesprochene Sprache nicht verstehen, vielmehr darauf verwiesen sind, den Lauf der Dinge dem geschmackvoll direkt auf die Bilder geklecksten Text zu entnehmen, der zudem noch in den meisten Fällen in einem höchst liederlichen Deutsch «dargeboten» wird, dem man anmerkt, daß seine Verfasser es anscheinend nicht als nötig empfanden, diese Sprache irgendwie wichtig zu nehmen, und daß es im übrigen unheimlich pressiert hat. Auch mag halt dem Wesen der Masse unserer Bevölkerung die deutsche Sentimentalität eben doch irgendwie näher liegen als die amerikanische, und alles noch so mißfällige Stirnrunzeln der Kritik hat deshalb nicht verhindern können, daß man sich hierzulande die Produktion der Frau Kristina Söderbaum mit höchstem und tränenreichem Wohlgefallen prolongiert einträufeln ließ, während anderseits freilich «staatspolitisch wertvolle» Filme, wie z. B. damals Jannings' «Der Herrscher», zwar auch großen Zulauf hatten, aber glücklicherweise in den meisten Fällen doch auf Unverständnis, ja in vielen Fällen auf jene Ablehnung stießen, die für das innere Gehör unseres Volkes ein sehr gutes Zeugnis ablegte.

Zersetzungsgefahr?

In seinem Märzheft 1945 kramte der «Schweizer Spiegel» ein paar eher blöde, jedenfalls aber nach ihrem ganzen Aufbau für die Ansprüche unserer Zeit hoffnungslos veraltete Witze aus den «Fliegenden Blättern» des Jahrganges 1909 (!) aus, in welchen, mit den der damaligen Zeit entsprechenden Bildern, die ebenso beliebten wie reichlich abgewandelten Themen «Schwiegermutter» und «Ehebruch» dargeboten wurden, versah sie mit dem eingängigen Titel «Die Zersetzung der Familie» und schrieb dazu:

«Wenn wir heute rückblickend diese Dokumente eines spießbürgerlichen Nihilismus durchblättern, so erfaßt uns ein gelinder Schauer. Es geht uns wie dem Reiter auf dem Bodensee. Erst jetzt wird uns klar, in welche Gefahr uns die geistige Überfremdung damals gebracht hatte...»

Uns scheint nur, als hätte der wohlmeinende Herausgeber übersehen, bei dieser Gelegenheit auch jener zweideutigen bis eindeutigen Theaterstücke zu gedenken, die damals in Massen aus andern Ländern zu uns kamen, um in Übersetzung unsere Sprechbühnen zu bevölkern und in deren Bereich eine Mentalität verbreitet wurde, gegen deren zersetzende Auswirkungen die Witze aus München wie das Konzept zu einer Konfirmationsstunde erscheinen mußten, ganz abgesehen von einer ebenso massenhaft deutsch verbreiteten Romanliteratur gleichen Charakters.

Willkürliche Schlüsse

Nun hat zwar ausgesprochene Einseitigkeit zweifellos immer gerne die Momente des Eingängigen, des Populären für sich; ob aber aus einer dergestalt aufgezogenen Volksaufklärung und Propaganda der Wille unseres deutschschweizerischen Volkes zur kritischen Selbständigkeit, und zwar nach allen Seiten, geweckt wird — wie dies im Grunde den Zielen des «Schweizer Spiegel» zweifellos entspricht —, kann doch nur als im höchsten Grade fraglich bezeichnet werden. Beurteilt man jedenfalls die Aspekte unserer kulturellen Verbundenheit mit dem deutschen Volke in ihrem gesamten Bereiche, und erwägt man zugleich die Haltung unserer deutschschweizerischen Bevölkerung in den Jahren 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945, so dürften die Unterlagen für die Aussage des Herrn Dr. Guggenbühl, diese Kulturgemeinschaft hätte uns «an den Rand des Abgrundes gebracht», ohne Mühe als höchst zweifelhaft erkannt werden. Die Gefahr lag vielmehr in einem andern Bereiche. Ihre Ursprünge lassen sich auf das Ende des ersten Weltkrieges festlegen, ihre Auswirkungen in der Periode der Zwischenkriegszeit erkennen.

Der Einfluß der Minderheitenprobleme

Durch den Vertrag von Versailles vom 28. Juni 1920, welcher

Kriege und der daraus fließenden Verpflichtung zur Leistung der Reparationen die Abtretung verschiedener Gebiete auferlegte, sowie durch jene andern Verträge, die man auf Grund ihrer Unterzeichnungsorte später unter dem Sammelbegriff der Pariser Vorortsverträge verbucht hat, und welche im wesentlichen die Liquidation der österreichisch-ungarischen Donaumonarchie zum Gegenstande hatten, waren im Gesamtgebiete Europas, vor allem jedoch in Mittel- und Osteuropa, zahlreiche Minderheitenprobleme akut geworden, durch welche, wie man weiß, gleich von der unmittelbaren Nachkriegszeit an beständige Störungen und immer wiederkehrende Unzuträglichkeiten entstanden, die sowohl innerstaatlichen wie zwischenstaatlichen Charakter aufwiesen und als solche sozusagen unablässig auch den Völkerbund beschäftigten. Es ist hier nicht der Ort, diese Probleme im Einzelnen darzulegen, auch erschiene solche Reminiszenz heute durchaus überholt — es genügt völlig, sie in wenigen Strichen zu lokalisieren: mit der Ostsee beginnend, berührten sie das deutsch-litauische Verhältnis (Memel), das deutsch-polnische (Danzig, Pommern [«polnischer Korridor»], Westpreußen, Oberschlesien), das litauisch-polnische (Wilna), das polnisch-russische (Weißrußland, Ukraine), das polnisch-tschechoslowakische (Teschen), das tschechoslowakisch-deutsche (Sudetenland), das tschechoslowakisch-ungarische (Karpatho-Ukraine), das ungarisch-jugoslawische (Bakscha), das ungarisch-rumänische (Siebenbürgen), das rumänisch-russische (Bessarabien), das jugoslawisch-italienische (Istrien, Triest, Görz), das deutsch-italienische (Südtirol), endlich das deutsch-französische (Elsaß-Lothringen) und das deutsch-belgische Verhältnis (Eupen-Malmédy) — um nur die wichtigsten unter ihnen zu nennen. Der Vertrag von Versailles hatte also ein höchst vielfältiges und zweifellos ebenso unbefriedigendes Bild der Karte Europas hinterlassen, und es dauerte denn auch nicht allzulange, bis sich im Kreise der siegreichen Mächte selbst eine immer schärfer werdende Kritik an dieser Erbschaft erhob — so vor allem in England —; heute jedenfalls ist man sich weitgehend darüber einig, daß der Vertragsbau nach dieser Richtung fehlerhaft konstruiert war und daß solche Fehler bei der kommenden Friedensordnung vermieden werden mußten.

Die Stellung der Schweiz dazu

Nun war es ebenso naheliegend wie selbstverständlich, daß die dergestalt aufgeworfenen Probleme, zumal sie an Schärfe nicht ab-, sondern zunahmen, in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg auch in der Schweiz entsprechend zunehmende Beachtung fanden, weil unser Land naturgemäß sein Interesse allen Dingen zuwendet, die für den Frieden Europas von Bedeutung sind. Außerdem aber standen im weitem Bereiche dieser Fragen auch Ele-

mente des europäischen Gleichgewichts im Spiele, und hier wurde denn, und unseres Erachtens mit Recht, ein erhebliches schweizerisches Interesse an einer möglichen Wiederherstellung der durch die Bedingungen des Vertrages von Versailles gestörten Gewichtslage unter den kontinentalen Mächten erblickt — eine Einstellung, die aus den Dispositionen der Zwanzigerjahre verstanden werden will, da die Schweiz selbst, im Gefolge dieser Gleichgewichtsstörung, ihre eigenen Rechte, so beispielsweise in der Frage der Genfer Freizonen, einem beträchtlichen Drucke ausgesetzt sah. Es konnte sich nun freilich, vom Standpunkt des rein schweizerischen Interesses — und allein dieses durfte hier maßgebend sein —, bei der schweizerischen Beurteilung dieser Dinge niemals darum handeln, irgendwelchen Ambitionen bestimmter Gruppierungen des Auslandes um ihrer selbst willen zu dienen; vielmehr waren für uns solche Probleme, wie sie sich beispielsweise in diesen europäischen Minderheitenfragen darboten, nur so lange und so weit von Belang, als sie geeignet erscheinen konnten, durch die ihnen eigenen Gefahrenmomente den Frieden Europas und damit die Stellung der Schweiz selbst, also auch ihre Unabhängigkeit, zu berühren.

Beeinflussungsversuche

Leider ist dieser Gesichtspunkt nicht überall beachtet worden. Auch wurde auf Seiten gewisser ausländischer Gruppierungen nicht immer jenes Maß von Takt gewahrt, das gegenüber den gebotenen Interessen eines Landes, dessen Maxime die ewige Neutralität ist, wünschbar und am Platze gewesen wäre. Es erscheint dabei gewiß durchaus verständlich, daß es in vorderster Linie deutsche Kräfte waren, die in dem Europa der Zwischenkriegszeit ihre Ansprüche geltend zu machen suchten, waren es doch vorwiegend deutsche Interessen, die durch die Konstruktionen des Vertrages von Versailles, gerade in territorialer Beziehung, berührt erschienen. Hier war es denn vor allem der «Volksbund für das Deutschtum im Ausland (VDA)», der sich mit den Problemen der Minderheiten befaßte — eine Organisation, die zu Anfang der Zwanzigerjahre, bei der Bekämpfung der Bewegung des rheinischen Separatismus, erstmals in Erscheinung getreten war. Dieser Bund, der sich der kulturellen Betreuung der deutschen Minderheiten im Ausland widmete, vertrat im übrigen auch ein mehr oder weniger revisionistisches Programm, als dessen letztes Ziel die teilweise Rückführung der durch den Vertrag von Versailles abgesplitterten Minderheiten, vor allem im Osten und Südosten Europas, erschien — ein Bestreben, dessen Legalität übrigens, dem Grundsatz nach, in Art. 19 des Völkerbundspaktes ausdrücklich bestätigt war. In diesem Bund nun waren, wie es stets der Fall zu sein pflegt, gemäßigte und radikale Elemente vereinigt;

und, während sich die ersten ausschließlich auf dem Gebiete der Kulturmission hervortaten, wurde in Kreisen der andern hin und wieder mit Ambitionen gewürfelt, die zweifellos von weitergreifendem Interesse waren.

«Deutschtum im Ausland»

Das zeigte sich vollends mit der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus. Die radikalen Elemente bekamen nun Oberwasser, während die gemäßigten teils die Organisation freiwillig verließen, teils ausgeschifft wurden. Als wir nicht lange nach dem Amtsantritt Hitlers die Ostgebiete aufsuchten, und insbesondere die Verhältnisse des Memellandes ansahen, erwies es sich, daß durch gewisse Organisationen eine Art der Propaganda betrieben wurde, die an Eindeutigkeit wenig zu wünschen übrig ließ. So wurde, um nur ein Beispiel zu erwähnen, uns gegenüber von deutscher Seite den Litauern vorgeworfen, sie hätten auf die damals bevorstehenden Wahlen hin eine bestimmte Anzahl Beamter in das Memelland versetzt, um so auf widerrechtliche Weise ihre Stimmenzahl zu erhöhen, während es sich dann ergab, daß die Litauer im gesamten nicht einmal so viel Stimmen erhielten wie angeblich eingeschuggelt worden waren. Und als wir nicht lange darauf die sudetendeutschen Gebiete besuchten, und das dort herrschende, schwer zu beschreibende Elend feststellten, führten die deutschen Informatoren heftig Klage darüber, was die tschechische Ausrottungs- und Entnationalisierungspolitik dergestalt angerichtet habe, während sich nachher herausstellte, daß auf jener böhmischen Seite des Erzgebirges, einem ausgesprochenen Notgebiet als Opfer der Industrialisierung, schon unter der österreichischen Herrschaft ungefähr dieselben Zustände üblich waren. Anlässlich solcher Reisen, bei denen wir uns jeweils selbstverständlich auch mit der Auffassung der andern Seite vertraut machten, konnte man unschwer bereits die ersten Ansätze einer deutschen Politik erkennen, bei welcher die Bestrebungen zum Schutze der eigenen Minderheiten in weiten Teilen nurmehr als Vorwand für andere Ziele zu dienen hatten. Diese Ansicht vertrat uns gegenüber der Präsident Benesch schon im Jahre 1936 — völlig unverkennbar aber mußten wir die Dinge dann drei Jahre später, im Juli 1939 in Danzig und in den Bereichen des «Korridors» empfinden, und noch heute ist uns gegenwärtig die damals gefallene Äußerung eines Danziger Publizisten, der ein guter Deutscher, freilich kein Nationalsozialist war, und der uns, auf die Karte Polensweisend, bezüglich der wirklichen Ansprüche des Nationalsozialismus weit über die Grenzlande mit der deutschen Minderheit — nämlich auf das Becken von Tschenstochau und die Industriegegend von Lodz als der tatsächlichen Ziele Hitlers verwies — Ansprüche, über die man polnischerseits, wie wir bald feststellen

konnten, nicht einen Augenblick im Zweifel war. Die Kenntnis dieser Zusammenhänge war denn auch der wahre Grund, weshalb die Polen den deutschen Ansprüchen auf Danzig, den «Korridor» und Westpreußen gegenüber hartnäckig blieben, obwohl sie an sich zu weitgehenden Konzessionen in diesen Punkten bereit gewesen wären — hätten sie nur irgendwie die Sicherheit besessen, die Forderungen Hitlers damit endgültig befriedigt zu haben. Zu diesem Kapitel im gesamten gebietet andererseits freilich die Gerechtigkeit, beiläufig festzuhalten, daß beispielsweise die Art, wie die Litauer ihre deutsche Minderheit in Memel und wie die Polen ihre Minderheiten ganz allgemein, vor allem die Deutschen und die Ukrainer, behandelten, zweifellos die heutigen Klagen dieser Völker in wenig adäquatem Lichte erscheinen läßt.

Expansionspolitik

So nahm unter dem Einfluß des Nationalsozialismus, der ja in kurzer Zeit alle Bereiche des politischen und kulturellen Lebens in Deutschland durchdrungen hatte, das Problem der Minderheiten eine neue Gestalt an, die bald mit den ursprünglich vorgetragenen Zielen wenig mehr zu tun hatte. Für unsere schweizerische Publizistik bestand denn auch unter solchen Umständen kein Anlaß mehr, weiter auf diese Dinge, etwa im Sinne einer Forderung im Interesse des europäischen Friedens, einzutreten, zumal es sich denn nunmehr, unter der Herrschaft des neuen Regimes, bald zur Evidenz ergab, daß man deutscherseits nichts anderes mehr beabsichtigte, als die neutrale Presse für die Zwecke der eigenen Expansionsbestrebungen, und gar nicht etwa für Minderheitenfragen, einzuspannen. Auch geschahen dann in schneller Folge jene Verschiebungen auf der europäischen Landkarte, durch welche die territorialen Bestimmungen des Vertrages von Versailles weitgehend ausgelöscht wurden, nachdem vorher bereits alle ändern, soweit irgendwie als wesentlich empfunden, auf dem Wege der Schaffung der entsprechenden vollendeten Tatsachen sukzessive dem Blickfeld entschwunden waren.

Es ist also davon auszugehen, daß infolge bestimmter Strömungen im Bereiche gewisser Organisationen innerhalb des Reiches zweifelsohne eine Tendenz zur Belastung der deutsch-schweizerischen Beziehungen bestand, die unter dem Einfluß des Nationalsozialismus rasch akute Formen anzunehmen begann. Was dann weiter, unter dem Zeichen des Hakenkreuzes, geschah, ist doch wohl noch so sehr in allgemeiner Erinnerung, daß es überflüssig erscheint, darauf anders als in groben Strichen einzutreten. In erster Linie gingen nun die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und der deutschen Schweiz unter der nicht tragbaren Belastung durch die neue Lehre sukzessive zurück, um am Ende ganz zu erlöschen. In den äußern

Beziehungen des Reiches aber setzte sich die neue Machtpolitik rapid durch. Der Überwältigung Österreichs folgte das Münchner Abkommen, der Inbesitznahme der sudetendeutschen Gebiete die Einverleibung Böhmens und der Untergang der Tschechoslowakei. Dann begann der Krieg.

Konflikte

Indessen hatte sich zwischen dem Reiche und der Schweiz auf pressepolitischen Gebiete eine eigentliche Spannung ergeben. Man erinnert sich der Etappen. In der eigenen Presse war bald nach der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus, zumal unter dem Eindruck gewisser authentischer Berichte aus dem Reich, vor allem aber in der Erkenntnis des Abgrundes, der — dies wurde immer klarer — zwischen unseren demokratischen Auffassungen und der neuen Lehre bestand, eine scharfe Kritik erhoben worden, bei der, erst eher instinktiv, dann sehr bewußt, bestimmte Vermutungen hinsichtlich weiterer außenpolitischer Ziele des neuen Systems die tatsächlich tragende Rolle spielten. Deutscherseits aber erfolgte eine systematische Kampagne zur Herabwürdigung der Demokratie im allgemeinen und unseres Landes im besondern. Endlich verlangte man im Jahre 1937 von uns ein Presseabkommen, dessen Inhalt jenem verhängnisvollen deutsch-österreichischen Abkommen vom Juli 1936 angeglichen werden sollte; glücklicherweise wurde aber dieses gefährliche Verlangen unsererseits abgelehnt.

«Blutschuld der Presse»

Darauf begann eine neue Polemik gegen die Schweiz, die sich bis weit in die Kriegsjahre erstreckte; sie wurde unter dem Zeichen der «Blutschuldthese» geführt, die besagte, daß, käme es zum Konflikt, die Schuld von vornherein der Schweizer Presse zugeschrieben wäre. Freilich hatte unsere Zensur inzwischen die Polemik schweizerischerseits längst abgebremst, während sie dagegen auf der andern Seite munter fortgesetzt wurde.

«Neues Europa»

Es folgte der Höhepunkt der Macht des Reiches jenseits des Rheines — und damit folgte endlich die These des «Neuen Europa» und, mit ihr unlösbar verbunden, die Verkündung jener machtpolitischen Konzeption, in welcher eine Souveränität der Schweiz sowohl theoretisch wie praktisch als nicht mehr denkbar erschien, und die schließlich in der bekannten *Erklärung von Reichsminister Dr. Goebbels vom 8. März 1941* die authentische Bestätigung von amtlicher Seite des Reiches fand, und als solche klar in die Erinnerung zurückgerufen werden soll:

«Deutschland sieht nach der siegreichen Beendigung des Krieges eine Zusammenarbeit mit den europäischen Staaten auf vier Gebieten vor: dem monetären, dem wirtschaftlichen, dem militärischen und dem außenpolitischen. Daraus folgert die kulturelle und staatspolitische Selbständigkeit der verschiedenen Länder, soweit diese nicht zu Konflikten mit der Zusammenarbeit in einem der genannten vier Punkte führt. In diesem Sinne wird das Eigenleben der Völker gewährleistet sein.»

Die Erinnerung an diese Dinge mag wohl geeignet sein, jeden Zweifel darüber zu beheben, weshalb uns der 8. Mai 1945 ein Freudentag gewesen ist.

Was soll werden?

Die Rekapitulation der maßgebenden Aspekte des Verhältnisses zwischen dem Reiche und der Schweiz vor und während der Periode des Nationalsozialismus dürfte demnach eine erneute Bestätigung unserer These bedeuten, wonach nicht die normalen und natürlichen Beziehungen kultureller Natur zwischen der deutschen Schweiz und dem vernationalsozialistischen Deutschland — die späteren waren ausgesprochen anormal und in ihrem Sinne einmalig — es waren, welche die Schweiz irgendwie in Gefahr gebracht haben, daß vielmehr die Ursachen eines tatsächlichen Gefährdungszustandes einen anderen Charakter trugen. Sind nun diese Ursachen mit dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Reiches beseitigt, ist also der ursprüngliche Zustand wieder hergestellt? So sehr dies aus verschiedenen Erwägungen wünschbar erschiene — nicht zuletzt im Hinblick auf die wenig befriedigenden Aspekte der deutschschweizerischen Kulturautarkie —: die Frage läßt sich heute noch kaum positiv beantworten. Zwei Momente stehen dem entgegen; das eine ist äußerer, das zweite innerer Natur.

Äußere Hinderungsgründe

Unsere Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus, besser: mit dem deutschen Volk unter dem Regime des Nationalsozialismus, haben uns in einem entscheidenden Punkte ziemlich hellhörig gemacht. Die Schweiz zählte viele Freunde im Reiche — viele, die unser Land gerade um seiner Selbständigkeit willen liebten. Es waren Hohe unter ihnen und Niedere, Mächtige und Schwächere. Wir meinen nun eher je die erste Gruppe; die zweite war ihrem Charakter nach ohnehin einflußlos und zu keiner rechtzeitigen Initiative imstande. Gewiß ist uns bekannt, daß aus diesen Kreisen oftmals in kritischen Augenblicken bei der nationalsozialistischen Führung zu Gunsten unseres Landes interveniert wurde. Aber Adolf Hitler hätte die Schweiz gleichwohl angegriffen, wenn ihm dies aus irgendeinem Grunde zweckmäßig erschienen wäre. Niemand hätte ihn daran gehindert. Man sagt, niemand hätte ihn daran hindern können? Allein

man hat aus der Hand dieses vordem von denselben Kreisen verlachten und bespöttelten Diktators hohe und höchste Stellen angenommen, solange alles gut ging, obwohl man genau wußte, welche Verbrechen im Namen des deutschen Volkes vor dem Kriege und während des Krieges unter dem System dieses Mannes begangen wurden. Nur eine kleine, politisch schlecht oder unbeholfen organisierte Minderheit versuchte den Widerstand. Und erst als der Zusammenbruch zum Greifen nahe war, hat man, mehr oder weniger nachdrücklich, «Distanz» genommen. Hätte der Nationalsozialismus gesiegt — aus seiner Hand hätte man nur zu gerne die Macht- und Ehrenstellen im Bereiche von ganz Europa entgegengenommen und man hätte einen Teufel nach den gemordeten Juden gefragt und nach denen, die den Mut ihrer Überzeugung mit dem Leben oder mit dem Siechtum im Konzentrationslager oder mit der bitteren Emigration bezahlt hatten. Uns Schweizern aber, wären wir «im Zuge» dieser Ereignisse zusammengehauen, unserer Unabhängigkeit beraubt worden: uns hätten sie höchstens mit der Hand auf die Schulter geklopft und uns mit einem begütigenden «Laß gut sein, Toni» und einem milden Lächeln in unser Elend entlassen.

Innere Hinderungsgründe

Es ist bedauerlich, feststellen zu müssen, daß es in unserm eigenen Lande Leute gab, die anscheinend nicht wußten, wo die Grenze zu ziehen war. Manche unter ihnen waren tatsächlich originell genug, «die deutsche Sache» noch in einem Augenblick zu vertreten, als über die Absichten des Nationalsozialismus in Bezug auf die Unabhängigkeit der Schweiz wirklich restlose Klarheit geschaffen war. Zu einem Zeitpunkt also, da diese traurige und widerwärtige Gewißheit dem hintersten Einfaltspinsel im Lande nachgerade geläufig geworden war, da träumten diese Leute ruhig, und als wäre nichts geschehen, weiter ihrem Deutschland nach. Wir meinen hier nicht jene andern, welche am Ende unser Land nationalsozialistisch und zum Bestandteil des Reiches machen wollten. Diese sind teils dem Richter überwiesen, teils als fünfte Kolonne außer Landes geschafft worden; soweit diese Voraussetzungen auf sie nicht zutrafen, werden sie durch die öffentliche Meinung unter Kontrolle gehalten. Vielmehr meinen wir hier jene ausgesprochenen politischen Humoristen, die — um nur ein kleines, aber typisches Beispiel zu nennen — stets im Kommunismus die schrecklichste Gefahr für unser Land erblickten, mit Ausnahme der Periode vom 23. August 1939 bis zum 21. Juni 1941, da die Sowjets mit Deutschland verbündet waren —; die die These von der «Blutschuld» der Schweizer Presse mit angeblich «ernster Besorgnis um unser Land» willig übernahmen —, oder, durch ihre Begeisterung für die Leistungen der deutschen Armee verleitet, in ihrer

politischen Ahnungslosigkeit überhaupt alle kritischen Hemmungen verloren, um uns am Ende mit Rezepten zu dienen, über welche heute wahrlich die Hühner lachen. Sie haben in einer der kritischsten Periode des Landes Verwirrung gestiftet, wo wir Klarheit brauchten, und zu einer Zeit, da Festigkeit und Unerbittlichkeit des Willens alles bedeutete, mehr als einen unsicher und wankend gemacht. Im Volke aber sind ihre einfältigen Eskapaden wohl beachtet worden — und wenn heute gerade im Bereiche des deutschschweizerischen Landes teils alles Deutsche einer eigentlichen Aversion begegnet, so ist ein gutes Teil davon durch ihre Unklarheiten verschuldet worden und durch das Gefühl der Unsicherheit, das ihre seltsame Haltung verbreitete. Sie haben damit der von ihnen angeblich vertretenen Sache — der Kulturgemeinschaft mit dem deutschen Volke — einen rechten Bären dienst erwiesen.

Glücklicher Ausblick

Man wird sich im übrigen allgemein darüber klar sein, daß die Frage unseres künftigen Verhältnisses zu einem künftigen Deutschland, wie sie grundsätzlich und auf die Dauer ihre erhebliche Tragweite besitzt, im Augenblick noch nicht zu den dringendsten Problemen unseres Tages gehört. Wir können uns damit Zeit lassen; denn ohnehin müssen wir abwarten, wie sich die Dinge draußen entwickeln werden. Uns bewegen heute vorerst andere Sorgen. Es gilt, ein Verhältnis zu unserer neuen Umwelt zu finden. Es gilt, die Augen fest nach vorwärts zu richten, derweil wir mit beiden Beinen sicher auf unserem Boden stehen.

So ist denn das große Leid, so sind denn die letzten Tränen, die letzten Klagen der unschuldigen Opfer nicht umsonst gewesen. Die tödliche Gefahr ist beseitigt. Die Freiheit ist auferstanden, und mit ihr rüsten sich Glück und Friede zu freudiger Einkehr.

Denn nicht allein ein Krieg ist überstanden — es ist mehr geschehen; — es ist ein widriger Druck von uns allen gewichen — ein Druck, der die Menschen Europas volle zwölf Jahre lang oft bis zur Unerträglichkeit belastete.

Und darum blühen heute die Blumen auf den Feldern so schön, fast als müßte ihre Schönheit ganz neu erstehen; — — und leise legt die Sonne ihre Strahlen über das weite Land.

(Ein weiterer Aufsatz folgt.)